

Zeitschrift für Interkulturellen Fremdsprachenunterricht

Nicole Colin; Joachim Umlauf & Alain Lattard (Hrsg.) (2006), *Germanistik - eine europäische Wissenschaft? Der Bologna-Prozess als Herausforderung*. München: Iudicium. ISBN 3-89129-593-6. 266 Seiten, 24,00 Euro.

Rezensiert von **Michael Dobstadt** (Universität Leipzig)

Erschienen online: 1. Januar 2007
© Zeitschrift für Interkulturellen Fremdsprachenunterricht 2007

I.

Der 266 starke Sammelband mit dem Titel *Germanistik - eine europäische Wissenschaft? Der Bologna-Prozess als Herausforderung* enthält die Vorträge einer Konferenz, die im Dezember 2004 an der Universität Sorbonne Nouvelle in Paris unter Beteiligung von Germanisten aus Deutschland, Österreich¹, Frankreich, Portugal, den Niederlanden und Dänemark stattgefunden hat; darüber hinaus waren an der Tagung auch ein deutscher Romanist sowie ein französischer Sozialhistoriker beteiligt.

Unschwer erkennbar spielen Titel von Tagung und Publikation auf jenes berühmte, 1967 erschienene Suhrkamp-Bändchen *Germanistik – eine deutsche Wissenschaft* (vgl. Lämmert u.a. 1967) an, das Vorträge über die Verstrickung des Faches in den Nationalsozialismus enthält, die ein Jahr zuvor, auf dem Münchner Germanistentag, gehalten worden waren – auf jenem Germanistentag also, der aus heutiger Sicht einen zentralen „fachgeschichtlichen Einschnitt“ (Kemper 2004: 11) darstellt. Und dies nicht nur, weil sich in München die Germanistik zum ersten Mal kritisch mit ihrer unrühmlichen Vergangenheit auseinandersetzte, sondern auch, weil sich aus dieser Diskussion mittelbar jener Aufbruch entwickelte, der das Fach in den siebziger und achtziger Jahren grundlegend verändert hat.

Vor diesem Hintergrund halte ich es für legitim, die Anspielung auf diese so bedeutende Zäsur als fachgeschichtliche Orts- bzw. Richtungsbestimmung im mehrfachen Sinne zu verstehen: Erstens legen die Herausgeber damit nichts Geringeres nahe, als dass das Fach heute, vierzig Jahre nach München, einen

Nicole Colin; Joachim Umlauf & Alain Lattard (Hrsg.) (2006), *Germanistik - eine europäische Wissenschaft? Der Bologna-Prozess als Herausforderung*. München: Iudicium. ISBN 3-89129-593-6. 266 Seiten. Rezensiert von Michael Dobstadt. *Zeitschrift für Interkulturellen Fremdsprachenunterricht*, 12:1, 2007, 18 S.

ähnlichen Modernisierungsbedarf aufweist wie die Germanistik seinerzeit, und dies wiederum impliziert, dass bei der Stillung dieses Modernisierungsbedarfs der Bologna-Prozess eine entscheidende Rolle spielen wird. In der Tat fällt eine Parallele zu den sechziger Jahren sogleich ins Auge: Auch heute geht es – wie damals – darum, das Fach neu mit den gesellschaftlichen Anforderungen zu synchronisieren; in geradezu prononciertem Gegensatz zu den Vorstellungen, die diesbezüglich die sechziger Jahre prägten, verstehen die Herausgeber diese Anforderungen nunmehr allerdings strikt ökonomisch: „Die Bedeutung einer marktgerechten (d.h. Angebot und Nachfrage reflektierenden) Berufsausbildung für Germanisten [müsse in Zukunft] stärkere Berücksichtigung“ (7) finden. Die Idee, die die Herausgeber von der anstehenden Modernisierung des Faches im Zeichen Bolognas haben, erschöpft sich darin freilich nicht. Vielmehr ergänzen sie sie – zweitens – durch eine Internationalisierungsperspektive, deren Bezug zu Bologna natürlich auf der Hand liegt, die aber ebenso – wenn auch nicht ganz so offensichtlich – einen Bezug auf die fachgeschichtliche Zäsur der sechziger Jahre enthält. Dieser Bezug erschließt sich mit Hilfe der Bemerkung Lämmerts, dass „die Revision der bundesdeutschen Germanistik [...] nicht möglich gewesen [wäre] ohne eine neue Orientierung an den Schriften ausländischer Germanisten und auslandserfahrener Exilwissenschaftler“ (Lämmert 1998: 85). Die Titelfrage nach einer „europäischen Germanistik“, die schon in ihrer naheliegendsten Lesart keiner sachlichen, sondern einer rhetorischen Logik folgt – die Einschränkung auf Europa im Titel lässt sich wohl kaum anders als bezogen auf die Erwähnung des Bologna-Prozesses im Untertitel rechtfertigen –, signalisiert demnach auch, dass es bei der hier anstehenden Modernisierung um mehr und anderes geht als um die Anpassung an ökonomische Notwendigkeiten. Indem sich die Germanistik internationalisiert, erschließt sie sich vielmehr eine Ressource neu, die im Aufbruch der sechziger Jahre eine wichtige Rolle gespielt hat, ohne doch nachhaltig genug gewirkt zu haben; und das Fach könnte so, in Rückbesinnung auf diesen Aufbruch, die Chance erhalten, den Prozess der kritischen Reflexion auf sich selbst und seinen Charakter als „nationale Wissenschaft“ (Lämmert), der 1966 in München angestoßen wurde, wiederaufnehmen und möglicherweise zu einem guten Ende führen. Was mit dem Bologna-Prozess eingeleitet wird – mehr Marktorientierung auf der einen, mehr Internationalisierung auf der anderen Seite – rückt im Rahmen dieser Perspektivierung somit unversehens in einen stimmigen fachgeschichtlichen Zusammenhang. Vor diesem Hintergrund erweist sich der Untertitel allerdings als tendenziell irreführend. Schon in der Einleitung wird einem Verständnis des Bologna-Prozesses als „Herausforderung“² ein anderes entgegengestellt, nach dem dieser Prozess als klug zu nutzender Katalysator jener herbeizuführenden Modernisierung zu begreifen sei, deren Gründe woanders, eben in einer zu wenig „marktgerechten“ Ausrichtung des Faches liegen:

[Die] Entwicklung [...] der Bachelor-/Master-Studiengänge muss [...] als Chance begriffen werden, die angesichts der Krise längst überfällige Umsetzung von Maßnahmen im Hinblick auf eine Aktualisierung der Studien-

Nicole Colin; Joachim Umlauf & Alain Lattard (Hrsg.) (2006), *Germanistik - eine europäische Wissenschaft? Der Bologna-Prozess als Herausforderung*. München: Iudicium. ISBN 3-89129-593-6. 266 Seiten. Rezensiert von Michael Dobstadt. *Zeitschrift für Interkulturellen Fremdsprachenunterricht*, 12:1, 2007, 18 S.

und Forschungsinhalte sowie eine Modernisierung der Vermittlungsmethoden und -strategien schneller durch- und umsetzen zu können.

Dabei betrifft die – ökonomische – Krise, von der in diesem Zitat die Rede ist, nicht nur, aber doch in besonderem Maße die Auslandsgermanistiken (wobei hier allerdings gleich einschränkend hinzuzufügen ist: die des westeuropäischen Auslandes; Osteuropa bleibt in diesem Sammelband ausgeblendet). Denn der dramatische Einbruch der Nachfrage betrifft vor allem sie. Wie groß die Not auch in einstmals prosperierenden Gebieten ist, macht etwa Maria Manuela Gouveia Delille deutlich: Eine Germanistik, die sich noch vor kurzem um ihre Zukunft keine Sorgen machen musste³, steht unvermittelt und völlig „überraschend“ (40) mit dem Rücken zur Wand, weil die Studierenden fernbleiben. Die Ursachen sind einerseits in langfristigen Trends wie der Globalisierung zu suchen, die eine zunehmende ökonomische Orientierung der auf dem Feld der Bildung handelnden Akteure (des Staates, aber auch der Studierenden) befördert, die geisteswissenschaftlichen Studiengängen traditionell nicht günstig ist. Andererseits ist die Globalisierung in den letzten Jahren durch politische Veränderungen wie das Ende der Teilung Deutschlands und die sich dadurch beschleunigende Integration Europas nicht nur bedeutend verschärft worden; diese politischen Veränderungen haben auch unabhängig davon – in Frankreich beispielsweise – das Interesse an Deutschland merklich abflauen lassen (Michael Werner).⁴ Der Prozess der Globalisierung favorisiert zudem zulasten der nationalen Idiome eine Art „Universal-Englisch“ (Ton Nijhuis). Und schließlich gehört zu den problematischen Trends auch das demographische Problem, das dazu führt, dass immer weniger Schüler immer weniger Deutschunterricht erhalten, was die Germanistik gleich in doppelter Hinsicht gefährdet: Die Zahl der potentiellen Interessenten geht zurück und die Berufsaussichten für Absolventen verschlechtern sich (Maria Manuela Gouveia Delille, Françoise Barthélemy-Toraille). Dabei ist das Interesse an der Fremdsprache Deutsch nach wie vor hoch, jedenfalls in Dänemark (Peter Colliander). Doch das kommt, wie die Herausgeber feststellen, der etablierten, „traditionell philologisch ausgerichtet[n]“ Germanistik eben nicht mehr zugute: Sie drohe vielmehr unter dem Druck der sich verändernden Rahmenbedingungen „an den Rand gedrängt und zur abseitigen Spezialdisziplin [zu] werden“ (9). Vor diesem Hintergrund wird die implizite Paradoxalität der in der Einleitung ausgesprochenen Empfehlung, sich des Bologna-Prozesses „in selbstreflexiver Weise [zu] bedienen“ (ebd.), ihn also zum Vehikel einer Modernisierung des Faches zu machen, erst so richtig erkennbar: Ist dieser Prozess doch selbst Teil jenes Ökonomisierungs- und Globalisierungs-Kontextes, dem sich die Probleme, mit denen es die Auslandsgermanistiken heute zu tun haben – bis hin zum demographischen Knick –, maßgeblich verdanken. Dass Bologna in Deutschland „mit noch größerer Skepsis“ (ebd.) beobachtet wird als außerhalb, mag in eben diesem Umstand begründet sein. Denn die Krise ist in Deutschland ja (noch) keine der wegbrechenden Studierendenzahlen, die bei Strafe des Untergangs zu Reformen zwingen – in Deutschland ist die „Germanistik nach wie vor ein Massenfach“ (ebd.) –, son-

Nicole Colin; Joachim Umlauf & Alain Lattard (Hrsg.) (2006), *Germanistik - eine europäische Wissenschaft? Der Bologna-Prozess als Herausforderung*. München: Iudicium. ISBN 3-89129-593-6. 266 Seiten. Rezensiert von Michael Dobstadt. *Zeitschrift für Interkulturellen Fremdsprachenunterricht*, 12:1, 2007, 18 S.

den sie ist zuvörderst eine Krise der fehlenden Mittel, die durch den Bologna-Prozess, der in Deutschland offenbar gerne als Instrument zur „Durchsetzung finanzieller Einsparungen“ (10) benutzt wird, eher noch verschärft wird. Gleichwohl zeichnen sich auch in Deutschland aus Sicht der Herausgeber interessante, durch Bologna induzierte Trends ab, die sie mit den Stichworten „Rephilologisierung“, „Germanistik als Kulturwissenschaft“ und „frühzeitige Professionalisierung“ (ebd.) kennzeichnen. Alle diese drei Trends (ich bezeichne sie im folgenden als „Reformorientierungen“; zu diesen rechne ich auch die oben angesprochene Ausrichtung auf den Markt und die Internationalisierung) prägen in unterschiedlichem Maße und in unterschiedlicher Kombination auch die auslandsgermanistischen Reformbemühungen. Das besondere Interesse der Herausgeber gilt aber der kulturwissenschaftlichen Orientierung (diese im weitesten Sinne verstanden: die Herausgeber subsumieren ihr alles, was nicht in einem engen Sinne philologisch-ästhetisch bzw. linguistisch ausgerichtet ist⁵); ihr ist nicht zufällig ein ganzes Kapitel gewidmet, denn sie eröffnet aus Sicht der Herausgeber eine neue Möglichkeit des Gesprächs und des Austauschs zwischen Inlands- und Auslandsgermanistik, und zwar auf Augenhöhe. Die sich zunehmend kulturwissenschaftlichen Fragestellungen öffnende deutsche Germanistik könnte von den Erfahrungen der Auslandsgermanistiken profitieren, die – mit dem Fach Landeskunde – schon immer über eine zumindest implizite kulturwissenschaftliche Ausrichtung verfügten⁶; und umgekehrt könnte die deutsche Germanistik dabei helfen, die – wie am Beispiel der französischen Germanistik belegt wird – häufige Ausgrenzung der Literatur- und Sprachwissenschaft aus dem Bereich der *Civilisation* mit modernen, integrativen, eben genuin kulturwissenschaftlichen Konzepten zu überwinden. Im Zeichen der neuen kulturwissenschaftlichen Orientierung könnten also Inlandsgermanistik und Auslandsgermanistiken in einen produktiven Austausch treten. Eine „themenorientierte Vermittlung des Lehrstoffes“ (14), wie sie die Herausgeber an einer Veranstaltung mit dem Titel *Deutsche Erinnerungsorte am Beispiel Weimar* exemplifizieren, biete Anknüpfungspunkte für einen solchen Austausch. Die Perspektive eines interkulturellen Austausches, gar einer Kooperation zwischen Inlands- und Auslandsgermanistiken spielt jedoch nur in wenigen Beiträgen eine Rolle. Um den Aufbau bzw. die Intensivierung von Austausch-, Kooperations- und Kommunikationsbeziehungen geht es aber gleichwohl fast überall, wenn auch meist auf die Nachbardisziplinen bezogen, mit denen sehr viel stärker zusammengearbeitet wird als zuvor, oder auf das Publikum – die potentiellen Studierenden – bezogen, das man viel intensiver als bisher umwirbt, nunmehr auch durch professionelles Marketing. Insofern findet der Aufbruchsoptimismus der Einleitung in den Beiträgen durchaus seine Bestätigung.

Diese Beiträge – insgesamt 14 – verteilen sich auf drei Kapitel mit den Titeln „Homo academicus: Bildungsbegriffe und -strukturen im europäischen Hochschulraum“; „Germanistik als Kulturwissenschaft“ und „Vergangenheit und Zukunft: Was braucht ein europäischer Germanist?“ Die Titel dieser Kapitel wie die Zuordnung der Texte zu ihnen erscheinen indes ein wenig künstlich. Tat-

Nicole Colin; Joachim Umlauf & Alain Lattard (Hrsg.) (2006), *Germanistik - eine europäische Wissenschaft? Der Bologna-Prozess als Herausforderung*. München: Iudicium. ISBN 3-89129-593-6. 266 Seiten. Rezensiert von Michael Dobstadt. *Zeitschrift für Interkulturellen Fremdsprachenunterricht*, 12:1, 2007, 18 S.

sächlich stellen die Aufsätze in der Mehrzahl Antworten verschiedener Germanistiken – der deutschen, der französischen, der dänischen, der niederländischen, der portugiesischen – auf die aktuelle Krise des Faches vor. Diese Antworten zeichnen sich dadurch aus, dass sie – explizit oder implizit – auf den Bologna-Prozess rekurrieren (das gilt für fast alle Aufsätze), Beispiele für stärkere Markt- bzw. Nachfrageorientierung liefern (Robert, Colliander, Nijhuis, Gouveia Delille, Barthélemy-Toraille, Pérennec), Internationalisierung konzeptuell reflektieren (Hoock-Demarle, Nijhuis, Gutjahr, Werner) und dies vielfach auf der Basis von kulturwissenschaftlichen Orientierungen und Ansätzen (Hoock-Demarle, Gutjahr, Werner, Hörisch). Wie man sieht, lassen sich die Texte nicht immer nur einer Reformorientierung zuordnen. Im folgenden werde ich von einer Einteilung in vier Gruppen ausgehen: 1. Texte, die sich unter dem Stichwort ‚Markt-orientierung‘ zusammenfassen lassen; 2. Texte, die sich dem Bereich Kulturwissenschaft zuordnen lassen; 3. ein Text zu den sog. ‚Schlüsselkompetenzen‘; dieser Text passt zu keiner der anderen Gruppen; 4. Texte, die sich dadurch auszeichnen, dass sie quer zur generellen Pro-Bologna-Orientierung des Bandes stehen. Mit letzteren sind die beiden Beiträge von Christoph Charle und Wolfgang Asholt gemeint, die sich kritisch mit dem ganzen Prozess der Einführung der gestuften Studiengänge in das deutsche bzw. französische Hochschulsystem auseinandersetzen. Man fragt sich, ob es Kalkül oder Zufall ist, dass der Band ausgerechnet mit ihnen eröffnet wird.

II.

Während Christoph Charle (21-26) in vergleichsweise abstrakten Formulierungen die Gefahr einer „Konstruktion des europäischen Hochschulraums“ beschwört, die sich „darauf verkürzt, Studiengänge auf Englisch nach dem Muster amerikanischer Privatuniversitäten zu niedrigeren Preisen als diese anzubieten, um einen Teil des internationalen Stroms an Studenten abzufangen, die auf der Suche nach Diplomen sind, welche sich auf dem globalen Titelmarkt gut verkaufen lassen“ (26), artikuliert Wolfgang Asholt (27-39) eindrucksvoll und gestützt auf zahlreiche Beispiele aus der Sicht der deutschen Romanistik die bekannten Einwände gegen den Bologna-Prozess: Er sei in einem aufgezwungenen „top-down Verfahren“ (30) in Gang gesetzt worden; die mit ihm Einzuhaltende Internationalisierung biete insbesondere der Romanistik keinen Vorteil; zahlreiche Standorte müssten mit der Schließung rechnen; im Bachelor-Studium und auch im Lehrer-Master werde „nur noch Lehre ohne Forschung stattfinden“ (38); mittelfristig drohe das Fach in „interdisziplinären Verbänden“ (39) auf- und damit unterzugehen. Zwar sei der Bologna-Prozess dafür nicht verantwortlich zu machen, doch werde er „diese Entwicklung fördern“ (ebd.). Aus Asholts Sicht stellt dieser Prozess somit keine Chance für die Universität dar, er ist ganz im Gegenteil Agent jener Bedrohung namens „Ökonomisierung“ (ebd.), die auf die „McDonaldisierung der deutschen Universität“ (ebd.) hinausläuft. Seine Kritik, eher resigniert als rebellisch vorgetragen, erscheint in ihrer Schärfe umso bemerkenswerter, als sie in den folgenden Texten weder eine Parallele noch ein

Nicole Colin; Joachim Umlauf & Alain Lattard (Hrsg.) (2006), *Germanistik - eine europäische Wissenschaft? Der Bologna-Prozess als Herausforderung*. München: Iudicium. ISBN 3-89129-593-6. 266 Seiten. Rezensiert von Michael Dobstadt. *Zeitschrift für Interkulturellen Fremdsprachenunterricht*, 12:1, 2007, 18 S.

Echo findet. So schlägt etwa der Beitrag von Ton Nijhuis (53-65) aus den Niederlanden – einer der interessantesten Aufsätze aus der Gruppe derjenigen, die sich für mehr ‚Marktorientierung‘ einsetzen; wobei gerade dieser Text, wie man sehen wird, auch noch anders rubriziert werden könnte – einen charakteristisch anderen Ton an. Ausgehend von der Erfahrung, dass man die Studierendenzahlen im Fach Germanistik durch zusätzliche Angebote wie Deutschlandstudien nicht werde steigern können, vielmehr bei solchen Experimenten eher Gefahr laufe, den Anschluss an die methodologischen Entwicklungen der Binnengermanistik zu verlieren, kommt ihm der Bologna-Prozess mit seiner Vervielfältigung der Studiengänge wie gerufen, um der Germanistik durch gezielten Kompetenzexport „in andere Disziplinen“ (65) neues Publikum zu erschließen. Dafür bieten sich beispielsweise die neuen interdisziplinären und internationalisierten Programme an, die, wiewohl nicht germanistisch orientiert, sich aus vielfältigen Blickwinkeln mit Deutschland beschäftigen, und zwar auf Bachelor- wie auf Masterniveau. In den Niederlanden sei es darüber hinaus lohnend, Fächer wie die Soziologie oder die Philosophie, für die der Bezug zur deutschen Wissenschaftstradition geradezu konstitutiv sei, mit spezifischen Angeboten zu unterstützen. Mit Hilfe solcher Aktivitäten könne sich die Germanistik den Spielraum erarbeiten, um für die zwar wenigen, aber qualifizierten und interessierten Germanistikstudierenden ein Studium auf Exzellenzniveau anzubieten, das inhaltlich und methodisch nicht nur auf dem Stand der Binnengermanistik sei, sondern dieser auch Impulse zu geben vermöge. Voraussetzung für letzteres ist dabei das, was Nijhuis die „Entterritorialisierung der Germanistik“ (57) nennt: Sie folgt aus der Tatsache, dass „Literatur nicht mehr als monokulturelles oder gar nationales Phänomen begriffen“ (ebd.) werden kann. Nijhuis zieht daraus nicht den Schluss, die disziplinäre Identität des Faches aufzugeben, sondern sieht darin im Gegenteil die Chance, diese Identität so zu verändern, dass Germanistik – ganz im Sinne der Herausgeberthese in der Einleitung – „immer weniger eine ‚deutsche Wissenschaft‘“ (ebd.) sein wird. Auf anregende Weise verknüpft Nijhuis damit in seinem Beitrag die Reformorientierung „Mehr Markt“ mit den Perspektiven „Rephilologisierung“, „Internationalisierung“ und „kulturwissenschaftliche Orientierung“.

Der mit erkennbarem Spaß an der Provokation geschriebene Beitrag von Marie-Hélène Pérennec (184-197) liest sich über weite Strecken wie eine Ergänzung zu dem Aufsatz von Nijhuis, denn mit ihrem Sprachprogramm für Archäologen hat Pérennec exakt eines dieser Angebote von Germanisten für Nicht-Germanisten entwickelt, mit denen Nijhuis das sinkende Interesse am Fach kompensieren möchte. Die Ergebnisse geben Pérennec Recht: „Das Experiment hat sich insofern rentiert, als das archäologische Institut dieses Jahr eine zweite Gruppe finanziert (was uns unter anderem bei sinkenden Germanisten-Zahlen auf Dauer Stunden sichert)“ (187). Pérennec sieht in diesem Angebot aber keine lästige Geldbeschaffungsmaßnahme, sondern in erster Linie eine stimulierende „Herausforderung“ (186) für die didaktischen und methodischen Konzepte des Faches, denen sie im Anschluss weiterführende, wenn auch nicht sehr systemati-

Nicole Colin; Joachim Umlauf & Alain Lattard (Hrsg.) (2006), *Germanistik - eine europäische Wissenschaft? Der Bologna-Prozess als Herausforderung*. München: Iudicium. ISBN 3-89129-593-6. 266 Seiten. Rezensiert von Michael Dobstadt. *Zeitschrift für Interkulturellen Fremdsprachenunterricht*, 12:1, 2007, 18 S.

sche Überlegungen widmet; als deren regulative Idee kann die reflektierte Konzentration auf das Wesentliche gelten. So sollte in der Sprachvermittlung die Förderung des Verstehensprozess in den Mittelpunkt gerückt werden, und zwar „in beiden Bereichen des Schriftlichen und Mündlichen“ (188); dies nicht zuletzt deshalb, weil die Fähigkeit, zu verstehen – wie global zunächst auch immer – eine zentrale Voraussetzung für die Motivation sei, deren Mangel Pérennec als eines der zentralen Probleme heutiger Studierender identifiziert. Auch der Linguistik empfiehlt sie ein Verknappungsprogramm: Man sollte sich auf die Vermittlung von Syntax, Semantik und Pragmatik beschränken, und die „linguistische Ausbildung“ im übrigen als „Rätsellösen“ (193) anlegen, um die Studierenden dazu zu bringen, „sich ständig Fragen zu stellen, und selber nach Antworten zu suchen, statt Fertigprodukte zum sofortigen Verzehr zu verlangen“ (ebd.). Nijhuis vergleichbar, wenn im einzelnen auch völlig anders, hält Pérennec ein „Plädoyer für eine auf die Gegenwart bezogene Germanistik“ (197) – eine Germanistik, die sich konsequent auf die Voraussetzungen und Bedürfnisse der gegenwärtigen Studierendengeneration einlässt und zugleich die realen Anforderungen zu berücksichtigen versucht, die das spätere Berufsleben an sie stellt. Dass dies Konsequenzen auch für die zu vermittelnden Inhalte und die zu behandelnden Themen hat, ist klar: An die Stelle von Kriemhild tritt „Renate Künast“ (ebd.). Wie eng diese mehrdimensionale Umorientierung auf den Bologna-Prozess bezogen ist, deutet Pérennec am Ende ihres Aufsatzes an, wenn sie die Notwendigkeit zur Erhöhung des Gegenwartsbezugs im Germanistikstudium explizit mit der zu fördernden „Freizügigkeit der Studenten“ (ebd.), also mit ihrer im Rahmen des Bologna-Prozesses institutionell forcierten Mobilität, in Beziehung setzt. Pérennec führt überzeugend vor, wie die Ausrichtung an den realen Ausbildungsbedürfnissen – was den Reformperspektiven ‚Marktorientierung‘ und ‚Professionalisierung‘ entspricht – nicht den Verzicht auf den autonomen, sich selbst organisierenden Studenten bedeutet – dieser soll durch diese Umstellung vielmehr erst ermöglicht werden.

Die Reformperspektive ‚mehr Markt‘ repräsentiert auch Peter Colliander (167-183) von der Wirtschaftsuniversität Kopenhagen. Mochte es lange Zeit als Makel gelten, an einer solchen Institution Germanistik zu betreiben, so hat sich laut Colliander dieser Nachteil inzwischen gleich doppelt zu einem Vorteil gewandelt: Erstens sind die „wirtschaftlich ausgerichteten“ (170) germanistischen Studiengänge von der Krise des Faches nicht so sehr betroffen wie die eher „philologisch“ (ebd.) ausgerichteten, die vor allem Lehrerausbildung betreiben; zweitens haben sie weit mehr aus der schwieriger gewordenen Situation gemacht. Nicht ohne Bitterkeit stellt Colliander fest, dass die philologisch orientierte Germanistik bis heute an Studiengängen festhalte, in denen „klassische Bildungsideale“ verfolgt werden, anstatt „der Tatsache Rechnung [zu] tragen“, „dass die große Mehrheit ihrer Absolventen als Gymnasiallehrer tätig sein“ (ebd.) werde – ohne jedoch auf die Anforderungen ihres Berufes vorbereitet zu sein. „Wie viel Sprachgeschichte braucht ein Gymnasiallehrer? Wie viel Literaturgeschichte, Mittelalterliteratur, Literatur des 18. und des 19. Jahrhunderts?“

Nicole Colin; Joachim Umlauf & Alain Lattard (Hrsg.) (2006), *Germanistik - eine europäische Wissenschaft? Der Bologna-Prozess als Herausforderung*. München: Iudicium. ISBN 3-89129-593-6. 266 Seiten. Rezensiert von Michael Dobstadt. *Zeitschrift für Interkulturellen Fremdsprachenunterricht*, 12:1, 2007, 18 S.

Wie viel Geschichte? Und wie viel brauchen die Schüler von diesem klassischen Wissen?“ (171) Während in der philologisch orientierten Germanistik solche Fragen noch nicht einmal ernsthaft diskutiert würden, habe die Germanistik an der Wirtschaftsuniversität Kopenhagen mit „radikalen inhaltlichen und konzeptuellen Änderungen“ (174) die Wende bereits geschafft. Colliander stellt in seinem sehr gut lesbaren Aufsatz auf überzeugende Weise das Reformmodell vor, mit dem dies erreicht worden sei. Dieses Reformmodell besteht im Kern in einer grundlegenden Modernisierung des Sprachunterrichts durch seine „Einbettung in ein Sprachhandlungskonzept“. Sprachhandlungskonzept meint, dass „die Frage nach den Voraussetzungen des Gelingens einer Sprachhandlung“ (176) in den Mittelpunkt gestellt wird. Werde auf der Basis eines solchen Konzeptes gearbeitet, erleichtere man es den Studierenden erheblich, eine „reflektierte Beziehung zur Sprache aufzubauen“ (ebd.), und sich über die Vielfalt der Aspekte zu verständigen, mit denen man sich im Rahmen eines Fremdsprachenstudiums beschäftigen müsse: „[L]exikalisches Wissen“ und „grammatisches Wissen“ gehörten ebenso dazu wie die Entwicklung „pragmatischer Fähigkeiten und stilistischen Gespürs“ (ebd.). Diese Umstellung auf einen „funktionale[n] Ansatz“ (179) scheint vor dem Hintergrund einer strukturalistischen Tradition in Dänemark vom Hauch des Revolutionären umweht. Tatsächlich kam sie den Bedürfnissen der Studierenden entscheidend entgegen; aufgrund ihres Erfolges kann sie daher als gelungenes Beispiel für eine stärkere Nachfrage- und d.h. Marktorientierung gelten, für die die Herausgeber des Sammelbandes in ihrer Einleitung so nachdrücklich plädieren, und für die auch Colliander eine Lanze bricht: „Die Gesellschaft erwartet – m.E. zu Recht –, dass die Studienordnungen regelmäßig der gesellschaftlichen Entwicklung angepasst werden“ (181). Konsequentermaßen ist auch der „kulturwissenschaftliche“ Part des skizzierten Studiengangs angelegt. Er bezieht seine Legitimation aus der Tatsache, dass ein Sprachhandlungskonzept notwendig auch das „Wissen über das abgehandelte Thema“ (177) einschließt. Für die konkrete Erarbeitung dieses Wissen sind in Kopenhagen die Fächer ‚Deutschlandkunde‘ und ‚Wirtschaftskunde‘ zuständig. Beide sind – natürlich – nicht auf die Vermittlung von „Wissen als Selbstzweck“ aus, sondern wollen Hilfen bieten, „die aktuelle politische, gesellschaftliche und wirtschaftliche Entwicklung in Deutschland“ (180) besser zu verstehen, mit dem sehr konkreten Ziel, sich „in Deutschland und Dänemark als Wirtschaftsräumen und Märkten“ besser bewegen und dort erfolgreicher tätig werden zu können. Ohne dass der Bologna-Prozess als solcher ausführlich thematisiert würde, liest sich Collianders Beitrag über weite Strecken doch als das Dokument einer erfolgreichen Umsetzung des paradoxen Herausgebervorschlags, aus der Not, in die die Germanistik geraten ist, mit Hilfe des Bologna-Prozesses eine Tugend zu machen. So betont Colliander zwar, dass er „lieber zumutbare Kompromisse eingehen [will] als eines idealistischen Todes zu sterben“ (ebd.). Doch im nachhinein erweisen sich diese Kompromisse als die Katalysatoren eines längst überfälligen Fortschritts. Da erscheint es nur konsequent, dass Colliander „die ständigen Strukturänderungen“, die mit der Einführung der gestuften Studiengänge einhergingen, „gar nicht so schlecht“ findet, „denn sie haben uns gezwungen

Nicole Colin; Joachim Umlauf & Alain Lattard (Hrsg.) (2006), *Germanistik - eine europäische Wissenschaft? Der Bologna-Prozess als Herausforderung*. München: Iudicium. ISBN 3-89129-593-6. 266 Seiten. Rezensiert von Michael Dobstadt. *Zeitschrift für Interkulturellen Fremdsprachenunterricht*, 12:1, 2007, 18 S.

umzudenken“ (170). Dabei darf man allerdings nicht übersehen – Colliander selbst tut es auch nicht –, dass die nicht-philologische Version der Germanistik, die er vertritt, für die von ihm vorgestellte Reform zweifellos disponierter ist als ihre philologische Schwester.

Valérie Robert stellt ebenfalls die Frage nach der Markt- und Nachfrageorientierung der Germanistik in den Mittelpunkt ihres Aufsatzes (66-78). Dabei ist es im Unterschied zu Nijhuis für sie keine Frage, dass die „französische Germanistik tatsächlich in der Lage“ sein muss, „die benötigten Deutschland-Spezialisten auszubilden“ (71). Robert kritisiert, dass sie jedoch weder dies leiste noch auch die Qualifikationen vermittele, die man für das Lehramt benötigt. Mehr Marktorientierung heißt bei ihr – wie bei Pérennec – daher entschieden mehr Professionalität bei der Vorbereitung der Studierenden auf ihre berufliche Zukunft. Gerade daran mangle es aber, weil „in Wirklichkeit [...] unsere Studenten nicht auf das Lehramt vorbereitet [werden], sondern auf die *concours de l'enseignement*, was etwas völlig anders ist“ (74). Denn das, was in diesen *concours* thematisiert wird, habe mit der schulischen Wirklichkeit gar nichts zu tun. Hier sind also Reformen dringend nötig, schon aus dem Eigeninteresse des Faches, dem nicht daran gelegen sein kann, dass die Schüler an den Gymnasien Deutschunterricht von schlecht vorbereiteten und entsprechend demotivierten Lehrern erhalten. Dies wiederum impliziert, Studierenden Karrieremöglichkeiten jenseits des Lehramtes zu bieten: „Unseren Studenten müssen wir also unbedingt eine Alternative anbieten und sie auf diese Alternative ernsthaft vorbereiten, statt ihnen nur die Wahl zwischen verschiedenen pseudo-professionalisierten Studiengängen zu lassen“ (77). Worin diese Alternative allerdings bestehen könnte, bleibt offen.

Sie wird deutlicher in dem Beitrag von Françoise Barthélemy-Toraille (49-52), die die durch die Einführung der neuen gestuften Studiengänge 2002 ermöglichten Auswege aus der Krise des französischen Lehramts beleuchtet: Sie liegen im Angebot von „Profile[n] mit Haupt- und Nebenfachkombination“ (50). Das Ergebnis, das sich abzeichnet, ist erstaunlich und ermutigend: „Deutsch [kann nun] dank des im Bologna-Prozess nach französischem Muster gewonnenen Spielraums eine Rolle als zweite Fremdsprache behaupten, und dies in zahlreichen Studienfächern“ (52).

Maria Manuela Gouveia Delille (40-48) gibt einen detaillierten Überblick über die portugiesischen Diskussionen um die Einführung der gestuften Studiengänge. Im Unterschied zu den anderen vertretenen Ländern bewegte sich Portugal zum Zeitpunkt der Tagung noch in der Vorbereitungsphase. Vielleicht ist das der Grund, dass Gouveia Delille Bologna gegenüber nicht den gleichen Enthusiasmus an den Tag legt wie einige ihrer Kollegen. Immerhin hält sie das „Bologna-Modell“ für „nützlich“ (48) und will das „grundlegende Umdenken, das mit Bologna begonnen hat“ (46), programmatisch auch auf die Germanistik anwenden. Konkret bedeutet das aus ihrer Sicht die „Beibehaltung eines [...]“

Nicole Colin; Joachim Umlauf & Alain Lattard (Hrsg.) (2006), *Germanistik - eine europäische Wissenschaft? Der Bologna-Prozess als Herausforderung*. München: Iudicium. ISBN 3-89129-593-6. 266 Seiten. Rezensiert von Michael Dobstadt. *Zeitschrift für Interkulturellen Fremdsprachenunterricht*, 12:1, 2007, 18 S.

germanistischen Kernstudiums“ (ebd.), bestehend aus einem Bachelor und einem Master, die entweder kulturwissenschaftlich oder philologisch orientiert sein sollten und, da auslandsgermanistisch, „eine komparatistische Sichtweise unbedingt“ (48) einschließen sollten. Daneben müsse auch die Lehrerausbildung fortgeführt werden. Im übrigen schlägt auch sie vor – wie Nijhuis und Pérennec – , das Deutsche außerhalb der germanistischen Studiengänge zu fördern und sich darüberhinaus an Programmen wie den ‚Europäischen Studien‘ oder ‚Internationalen Beziehungen‘ zu beteiligen. Gouveia Delille nimmt im Kreis der BeiträgerInnen eine Sonderstellung insofern ein, als sie einerseits offen ist für neue Wege, andererseits aber auf die Sicherung der disziplinären Substanz bedacht. „Heilige Kühe sollte es grundsätzlich nicht geben und gab es doch welche, durften sie geschlachtet werden“ (174) – diesen Satz Peter Collianders würde sie vermutlich nicht so ohne weiteres unterschreiben.

Dieter Hentschel (241-266) schließlich widmet sich dem Thema Marketing und setzt damit den Schlusspunkt in der Reihe der Beiträge, die der Gruppe ‚Markt-orientierung‘ zugeordnet wurden. Marketing – so Hentschel – sei notwendig, um unter der Bedingung allgegenwärtiger ökonomischer Zwänge die Marginalisierung der Germanistik „zu einer Orchideendisziplin“ (241) zu verhindern. Folgerichtig stehe „der Kunde im Zentrum aller Bemühungen“ (245) – also die Studierenden, über deren Ansprüche man allerdings „erschreckend wenig“ (249) wisse. Voraussetzung gelungenen Marketings ist nach Hentschel die Entwicklung eines „konsistente[n] Zielsystem[s] als Grundlage für eine eindeutige Positionierung“ (248). Für eine solche Positionierung sind Profilbildungen oder der Aufbau spezifischer Kompetenzen besonders attraktiv; beispielsweise könnten germanistische Fachbereiche als Dienstleister für andere Fachbereiche oder außeruniversitäre Nachfrager auftreten. Für eine Auslandsgermanistik biete sich darüber hinaus eine „kulturwissenschaftliche Positionierung“ an, da sie ihr „einen transdisziplinären Raum für geschichtliche, kunsthistorische, sozialpolitische, wirtschaftliche oder medienwissenschaftliche Fragestellungen“ (252) eröffne. Das zeigt, dass aus Marketinggesichtspunkten viele der hier vorgestellten Ansätze und Initiativen positiv zu bewerten sind. Schließlich sei regelmäßig zu überprüfen, „ob und in wieweit die formulierten Ziele erreicht wurden“ (261).

III.

Die zweite Aufsatzgruppe besteht aus Texten, die sich einem im weitesten Sinne zu verstehenden kulturwissenschaftlichen Ansatz zuordnen lassen. In diese Gruppe gehört Ortrud Gutjahr (110-145), die ihr ambitioniertes Projekt einer „Interkulturelle[n] Literaturwissenschaft als Europäische Kulturwissenschaft“ vorstellt. Die Interkulturelle Literaturwissenschaft versteht sich als Reflex der neuen gesellschaftlichen Problemlagen, die Globalisierung und Migration geschaffen haben, sie ist „Ausdruck einer gesellschaftlichen Aufmerksamkeitsverlagerung im Zeichen eines neuen Wissens- und Erklärungsbedarfs“ (116) und „möchte den neuen Anforderungen an die Germanistik im Zuge von Arbeitsmig-

Nicole Colin; Joachim Umlauf & Alain Lattard (Hrsg.) (2006), *Germanistik - eine europäische Wissenschaft? Der Bologna-Prozess als Herausforderung*. München: Iudicium. ISBN 3-89129-593-6. 266 Seiten. Rezensiert von Michael Dobstadt. *Zeitschrift für Interkulturellen Fremdsprachenunterricht*, 12:1, 2007, 18 S.

ration, Asylsuche und Globalisierungsschub in spezifischer Weise Rechnung tragen“ (120). Unverkennbar schließt die Interkulturelle Literaturwissenschaft, wie sie Gutjahr vertritt, an die Interkulturelle Germanistik Wierlacherscher Prägung an.⁷ Dabei ersetzt Gutjahr Wierlachers problematisches, weil mit klaren Grenzen und entsprechenden Zuweisungen von Innen- und Außenpositionen operierendes Verständnis von Kultur durch ein wesentlich reflektierteres Konzept, in dem „weder ein wie auch immer gefasstes Innerhalb oder Außerhalb der Grenze, noch die Grenze zum eigentlichen Untersuchungsgegenstand wird, sondern vielmehr das *Inter* selbst“ (124).⁸

Interkulturelle Literaturwissenschaft versucht Kultur [...] nicht als gleichsam natürlich gegebene, festumgrenzte Entität zu fassen, sondern geht von den Interaktionsprozessen aus, bei denen die kulturelle Differenz zwischen Werten, Sitten, Gebräuchen und Praktiken unterschiedlicher Gruppierungen und durchaus auch innerhalb einer Nation als kulturkonstitutiv verhandelt wird (138).

Als „[m]ateriale Untersuchungsbasis“ der Interkulturellen Literaturwissenschaft fungieren dabei „Texte, in denen die ästhetische Inszenierung wie auch Reflexion der unterschiedlichen Formen und Konflikte der Kulturbegegnung konstitutiv sind“ (122). Eine solche Gegenstandsbestimmung erscheint allerdings in mehrerer Hinsicht diskutabel: Erstens setzt sie zirkulärerweise Ergebnisse voraus, die eine interkulturell orientierte Lektüre doch erst erarbeiten müsste; zweitens wäre zu fragen, ob eine solche Gegenstandsbestimmung der Literarizität als dem Spezifikum literarischer Texte gerecht zu werden vermag; und drittens ist schwer einzusehen, warum die kulturreflexiven Fragestellungen, mit denen sich Interkulturelle Literaturwissenschaft beschäftigt, ausschließlich auf literarische Texte anzuwenden sind. In der Gegenstandsbestimmung durch die Interkulturelle Literaturwissenschaft, so wie sie Gutjahr vorstellt, werden somit Vorentscheidungen und Vorstrukturierungen identifizierbar, die weder vom im engeren Sinne literarischen Feld noch von der Sache, um die es geht, so ohne weiteres begründbar sind; und im Diskurs der „Selbstdefinition“ (Gutjahr 2002: 356) kommen sie gar nicht vor. Die spezifische Perspektive auf Texte, mit der die Interkulturelle Literaturwissenschaft operiert, scheint mir durch diese Probleme zwar nicht grundsätzlich in Frage gestellt – denn diese Perspektive ergibt sich aus einem zweifellos gut begründbaren Interesse –, sie indizieren aber doch einen Bedarf an weitergehender Reflexion. In jedem Fall aber bedeutet die „Interkulturelle Literaturwissenschaft“ einen ersten Schritt auf dem Weg zu der von den Herausgebern geforderten „*europäischen Germanistik*“ (16):

Aufgekündigt wird nämlich die Vorstellung, dass in der Germanistik, wie sie in unterschiedlicher methodischer und theoretischer Ausdifferenzierung an den deutschen Universitäten betrieben wird, die wissenschaftlichen Maßstäbe für Forschung und Lehre gesetzt werden und diese dann unter Maßga-

Nicole Colin; Joachim Umlauf & Alain Lattard (Hrsg.) (2006), *Germanistik - eine europäische Wissenschaft? Der Bologna-Prozess als Herausforderung*. München: Iudicium. ISBN 3-89129-593-6. 266 Seiten. Rezensiert von Michael Dobstadt. *Zeitschrift für Interkulturellen Fremdsprachenunterricht*, 12:1, 2007, 18 S.

be der jeweils spezifischen kulturellen Gegebenheiten im Ausland lediglich noch modifiziert werden müssen“ (117).

Dass Aufmerksamkeit für Literarizität und eine kulturwissenschaftliche Perspektive sich keineswegs ausschließen müssen, zeigt Jochen Hörisch, der in seinem Beitrag (83-100) das Konzept einer „themenzentrierte[n] Germanistik“ – nicht zu verwechseln mit der „themenorientierte[n] Vermittlung“ (14), die die Herausgeber vorschlagen (s.o.) – vorstellt; seinen Ausgangspunkt nimmt er dabei von der alten Frage, was die „Diskurse der Poesie und die des Wissens“ (88) voneinander trennt. Anders formuliert: Was kann uns die Dichtung „sachlich-fachlich“ (93) sagen, was nicht auch oder sogar besser von nicht-literarischen Texten vermittelt werden kann? Hörisch greift zur Beantwortung dieser Fragen unausgesprochen auf zwei Konzepte poetisch-literarischer Sprache zurück: auf das der Romantik und das des Russischen Formalismus. Der Romantik verdanken wir die kühne These, dass nur konsequent nicht-referentielles Sprechen, wie es für poetische Erzeugnisse konstitutiv ist, wahrheitsfähig ist. Darin bestand für die romantischen Dichter die unüberbietbare Dignität poetischer Rede. Hörisch paraphrasiert diese These, wenn er schreibt: „Diese Selbstübereinstimmung der poetischen Werke tritt an die Stelle der Übereinstimmung von nicht-poetischen Aussagen mit Sachverhalten, der sachlich relevante Diskurs-Gattungen ihr Existenzrecht verdanken“ (ebd.). Doch worin genau besteht die „Unrichtigkeits-Wahrheit der poetischen Rede“ (ebd.), die Hörisch im Anschluss so emphatisch beschwört? Das bleibt zunächst unklar. Unter romantischen Vorzeichen deckt die Poesie, indem sie die Bedeutung an das Spiel der Signifikanten koppelt, Zusammenhänge auf, die dem prosaischen Alltagsverständnis für gewöhnlich unzugänglich sind. Auf diesen Gedanken rekurriert Hörisch freilich nicht, sondern wendet sich mit der Feststellung, dass Literatur „systematisch abweichende Beobachtungen vertrauter und eingespielter Sachverhalte“ (94) ermögliche, der Position des Russischen Formalismus zu. Dieser hat sein Kriterium für die Poetizität von Texten in der – formalen – Abweichung, die sie gegenüber dem Vertrauten realisieren. Wenn man so will, ist das sublimierte, um ihre utopische Metaphysik verkürzte Romantik: Mit ihr stimmt der Formalismus darin überein, dass Kunst die Dinge in ein neues Licht rückt. Und genau darauf hebt Hörisch ab: Literatur diene nicht der Verständigung, sondern stelle „Dissidenz“ her:

Es ist, um die Begrifflichkeit der Systemtheorie zu bemühen, die Funktion von sog. schöner Literatur, etablierte und anerkannte (common-sense- oder wissenschaftliche) Diskurse mit alternativen Realitätsversionen zu konfrontieren. [...] Der schöne Schein illuminiert Sachprobleme so, dass sie sich anders präsentieren als gewohnt (94).

Auf dieser Basis entwickelt Hörisch nun seine Idee von der Literatur als „Speicher dissidenten Wissens“. Eine Literaturwissenschaft, die Literatur als einen solchen Speicher begreife, „könnte zu Hypothesenbildungen gelangen, die avi-

Nicole Colin; Joachim Umlauf & Alain Lattard (Hrsg.) (2006), *Germanistik - eine europäische Wissenschaft? Der Bologna-Prozess als Herausforderung*. München: Iudicium. ISBN 3-89129-593-6. 266 Seiten. Rezensiert von Michael Dobstadt. *Zeitschrift für Interkulturellen Fremdsprachenunterricht*, 12:1, 2007, 18 S.

sieren, was weder der medizinische noch der soziologische Diagnosebetrieb sieht“ (98). Einige Beispiele können seinen Vorschlag verdeutlichen:

Tbc ist (in literarischer bzw. literaturwissenschaftlicher Sicht) die Krankheit der Wandervogel-Epoche, die zur Sonne, zur Freiheit drängt. Krebs ist die meistgefürchtete Krankheit der Epoche, die im Zeichen unkontrollierten *Wachstums* steht. Aids ist die Krankheit der Epoche der sexuellen Selbstbestimmung. Anorexie und Boulemie sind die Krankheiten später Konsumgesellschaften. BSE fällt wie Alzheimer in die Epoche, in der Diskussionen um die Hirntod-Definition bzw. Kulturdebatten um Erinnern und Vergessen Hochkonjunktur haben (98f.).

Hörisch schließt mit der Empfehlung, dass sich Literaturwissenschaft endlich auf die „schönen Texte [...], die viel wissen“, einlassen sollte – also auf Texte, die etwas anderes wissen, als die dominanten Diskurse ihrer Epoche. Nun wird man Hörisch gerne beipflichten, dass in der Erforschung solcher marginalisierter bzw. alternativen Diskurse, die in der Literatur ihr Refugium gefunden haben, eine wichtige Aufgabe für eine – kulturwissenschaftlich orientierte – Literaturwissenschaft liegt. Literatur mit solchen Diskursen gleichzusetzen, scheint mir jedoch in mehrerer Hinsicht problematisch. Wird damit die formale Dissidenz, die literarische Texte praktizieren, nicht gleichsam hinterrücks zu einer Dissidenz der Botschaften? Literarizität besteht aber nicht darin, etwas anderes zu sagen, sondern etwas anders zu sagen – mit dem Effekt, dass in dem Anderssagen die Brüchigkeit der scheinbar festgefügteten Diskurse der Politik, der Wirtschaft, der Wissenschaft, die präntendieren, dem Spiel der Signifikanten Grenzen setzen zu können, sichtbar wird. Versteht man Literatur dagegen als ein positives Reservoir von Wissen, wird man kaum der Frage ausweichen können, worin das Kriterium besteht, das dieses literarische Wissen gegenüber anderem Wissen als privilegiertes ausweist. Ein Konzept, das in Literatur idealtypisch einen Gegendiskurs sehen will, kehrt letztenendes die Hierarchie nur um, die durch Literatur subvertiert wird. Was nichts anderes meint, als dass die Subversion, die der literarische Text in Gang setzt, auch vor ihm selbst nicht halt macht. Besonders instruktiv erscheinen mir vor diesem Hintergrund die Beispiele, mit denen Hörisch sein Konzept illustriert: Sie vermögen gerade nicht die diagnostische Sonderstellung des literarischen Textes zu belegen. Nicht die Literatur dekodiert die Tuberkulose als Krankheit der Wandervogel-Epoche, sondern eine Lektüre, die den literarischen Text nicht unbesehen als sich selbst transparente Autorität nimmt. Allerdings muss eine solche „themenzentrierte“ Lektüre literarischer Texte gleichwohl mit allen Wassern der Hermeneutik und Anti-Hermeneutik gewaschen sein, um damit umgehen zu können, dass sie vermutlich längst schon Teil des literarischen Spiels geworden ist, das sie glaubt, für ihre interpretativen Zwecke ausnutzen zu können.

Zur kulturwissenschaftlichen Fraktion rechnen die Herausgeber auch den in Paris lehrenden Michael Werner. Er entwickelt in seinem „Deutschlandstudien

Nicole Colin; Joachim Umlauf & Alain Lattard (Hrsg.) (2006), *Germanistik - eine europäische Wissenschaft? Der Bologna-Prozess als Herausforderung*. München: Iudicium. ISBN 3-89129-593-6. 266 Seiten. Rezensiert von Michael Dobstadt. *Zeitschrift für Interkulturellen Fremdsprachenunterricht*, 12:1, 2007, 18 S.

als Regionalstudien“ überschriebenen und sehr gut lesbaren Beitrag, der sich in vielen Punkten mit den Ausführungen der Herausgeber in der Einleitung berührt, ein Zukunftssicherungskonzept für die französische Germanistik. Dieses besteht im Kern darin, das Fach in eine neu zu schaffende Regionalwissenschaft umzubauen, für die „pluridisziplinäre Teams“ (159) mit „thematische[r] Ausrichtung“ (ebd.) charakteristisch sind. Vordergründig eine Selbstzurücknahme, würde das Fach doch – davon ist Werner überzeugt – gestärkt aus einer solchen Operation hervorgehen, und zwar in mehrerer Hinsicht. So könnten sich die Studierenden der Germanistik erfolgreich in solche interdisziplinären Arbeitsgruppen nur einbringen, wenn ihnen im „Grundstudium [...] solide disziplinäre Kenntnisse“ (ebd.) vermittelt worden seien. Ohne solche Kenntnisse „vermag ein thematisch ausgerichteter Unterricht keine wirklichen Früchte zu tragen.“ Werner glaubt auch voraussagen zu können, dass „themenorientierte Curricula innerhalb der *études germaniques* zu einer Aufwertung von Literaturwissenschaft und Philologie führen“ (ebd.) würden: In der interdisziplinären Arbeit an einem gemeinsamen Thema würden sie „nicht mehr als müßiger Zeitvertreib für Ästheten erscheinen, die sich wenig um gesellschaftliche und politische Belange kümmern“ (ebd.). Weil es in regionalwissenschaftlichen Deutschlandstudien nicht zuletzt um die Aufklärung der „vielfältigen Interaktionen zwischen Sprache und Kultur“ (161) gehen würde, werde auch die Linguistik von einer regionalwissenschaftlichen Ausrichtung profitieren. Nicht zuletzt sieht Werner in dieser „Öffnung“ für Themen eine große Chance für die Landeskunde, die bislang „vielfach von der Forschung abgekoppelt war und als reines Lehrfach betrieben wurde“ (160). Für die Germanistik insgesamt gelte: Habe sich die Erkenntnis von der Vieldimensionalität des – regionalwissenschaftlich bestimmten – Gegenstandes erst einmal bei allen Beteiligten durchgesetzt, dann werde sie den Status eines „simplen Handlanger[s] der Geisteswissenschaften“ (160) rasch verlieren. Nur auf dem Wege der „Kooperation und thematischen Vernetzung mit den anderen Geistes- und Sozialwissenschaften“ kann die Germanistik also – so die abschließende Einschätzung Werners – „den Einstieg in die weltoffene Europawissenschaft schaffen, die heute auf der Tagesordnung steht“ (162).

Aus etwas anderer Perspektive wird dieser Einstieg in dem Aufsatz von Marie Claire Hoock-Demarle (101-109) thematisiert. Sie schildert ihn als den Aufbruch einer stagnierenden, von den anderen Zweigen der französischen Germanistik hoffnungslos isolierten Landeskunde in die bunte Welt einer multidisziplinären Kulturwissenschaft. Die Begründung, die sie für diesen erstaunlichen Wandel offeriert, ist so originell wie einleuchtend: Deutschland sei durch die geopolitischen Veränderungen seit 1989 gleichsam über Nacht zu einem „offenen, aber auch nach Osten sich öffnenden und damit in mancher Hinsicht komplexeren Raum“ (106) geworden, der viel stärker als früher im Schnittpunkt von verschiedenen Kulturen und Sprachen liegend wahrgenommen werde. Wird aber der Gegenstand komplexer, müssen es auch die Herangehensweisen werden: multiperspektivischer, komparatistischer, interdisziplinärer. Der „Wandel des Kulturbegriffs“ (107) hin zu einem Verständnis, das den Austausch, die Vernet-

Nicole Colin; Joachim Umlauf & Alain Lattard (Hrsg.) (2006), *Germanistik - eine europäische Wissenschaft? Der Bologna-Prozess als Herausforderung*. München: Iudicium. ISBN 3-89129-593-6. 266 Seiten. Rezensiert von Michael Dobstadt. *Zeitschrift für Interkulturellen Fremdsprachenunterricht*, 12:1, 2007, 18 S.

zung, die wechselseitigen Beziehungen privilegiert, habe ein übriges getan, um Reflexionsniveau und Methodenbewusstsein zu heben und zu schärfen, sowie einem neuen grenzüberwindenden Bewusstsein für Zusammenarbeit und Kooperation den Weg zu ebnet. Im Zeichen des kulturwissenschaftlichen Aufbruchs zeichnen sich tatsächlich die Konturen einer europäischen Germanistik ab:

Die Annäherung der Germanisten beider Länder, die gegenseitigen Infragestellungen, der Austausch von fachlichen Kenntnissen und Techniken, die Konfrontation der Perspektiven und die Komplementarität der Ergebnisse und Deutungen bilden alle zusammen einen gemeinsamen Boden, wo die *Etudes Germaniques* und die deutsche Germanistik [...] zusammen arbeiten und sich als eine plurale Wissenschaft entwickeln können (109).

IV.

Ein Schlüsselbegriff im Rahmen des aktuellen Versuchs, die Geisteswissenschaften zu modernisieren, ist die ‚Schlüsselkompetenz‘. Ihr ist der umfangreichste Aufsatz dieses Sammelbandes gewidmet. Auf insgesamt 43 Seiten diskutiert Dietmar Chur den „Begriff der (Schlüssel-)Kompetenz als zentrales Merkmal eines integrativen Bildungskonzepts“ (205). Dabei bezieht er sich auf das bereits in die Praxis umgesetzte „Heidelberger Modell“ (212), an dessen Entwicklung er maßgeblich beteiligt war. Dass der Bologna-Prozess mehr sein will als ein Rahmen, innerhalb dessen sich Bildungsprozesse effizienter organisieren lassen, dass ihm vielmehr eine Idee von (Persönlichkeits-)Bildung eigen ist, die auf „Freiheit und Selbstverantwortung“ (211) abzielt, und die dem „Humboldtschen Bildungsverständnis“ (202) nicht fern steht, wird von ihm überzeugend dargelegt. Das darauf aufbauende Konzept integriert viel Sinnvolles: Zeitmanagementtraining, Einführung in das wissenschaftliche Arbeiten, Übungen zu Rhetorik und Präsentation usw. Seine problematische Seite hat es – so scheint mir – jedoch in dem latent technokratischen Ansatz, mit dem über den Begriff der Schlüsselkompetenz auf die ganze Person als zu modellierenden und zu optimierenden Gegenstand – von der „Regulation des Selbst“ (222) ist in verräterischer Diktion die Rede – zugegriffen werden soll. Dieser Person soll beigebracht werden, ihre Ziele „zu einem sinnvollen Patchwork einer übergreifenden Handlungsorientierung und dann auch eines Lebenszusammenhangs“ (ebd.) zu verbinden. Aber versteht, wer so schreibt, Subjekte nicht letztlich doch als Ressource, die in ihrer Individualität allein deshalb radikal ernst genommen werden müssen, weil nur so heutzutage noch „Identität“ und „Handlungsfähigkeit“ (217) herzustellen sind, die wiederum Voraussetzung sind für reibungsloses Funktionieren? Dietmar Chur würde dies – vermutlich – als unfaire Unterstellung zurückweisen, und doch hinterlässt sein Text ein Unbehagen. Fast scheint es, als komme hier, am Ende des Sammelbandes, ganz unvermutet so etwas wie die verdrängte Ambivalenz des Bologna-Prozesses zum Vorschein.

Nicole Colin; Joachim Umlauf & Alain Lattard (Hrsg.) (2006), *Germanistik - eine europäische Wissenschaft? Der Bologna-Prozess als Herausforderung*. München: Iudicium. ISBN 3-89129-593-6. 266 Seiten. Rezensiert von Michael Dobstadt. *Zeitschrift für Interkulturellen Fremdsprachenunterricht*, 12:1, 2007, 18 S.

Damit rückt auch noch einmal die Einleitung in den Fokus. Die Herausgeber verschweigen die Kritik am Bologna-Prozess keineswegs, doch in gewissem Sinne marginalisieren sie sie auch. Und durch die unterschwellige Parallelisierung der heutigen Situation mit der Aufbruchsepoche der Germanistik in den sechziger Jahren, wodurch der Bologna-Prozess wie von selbst in die Position eines dringend benötigten Instruments einer überfälligen Modernisierung einrückt, wird diesem eine besondere Aura verliehen. Allerdings: Die Aufsätze in dem vorliegenden Sammelband geben den Herausgebern in dieser Hinsicht im Großen und Ganzen Recht. Was sich zur Zeit in den Germanistiken vornehmlich des Auslandes in Reaktion auf die Krise des Faches tut, ist in der Tat beeindruckend, zumal vielfältige Überschneidungen und Parallelen sowie bestimmte modellhafte Orientierungen sichtbar geworden sind. Und es ist nicht zu leugnen, dass ausweislich der hier vorgelegten Darstellungen der Bologna-Prozess in diesen Bemühungen eine wichtige Funktion hat: Er befördert, flankiert, reflektiert und symbolisiert jene Bewegungen, die auf den verschiedensten Ebenen auf Grenzüberschreitung aus sind – auf der Ebene der Realität ist dies die Migration, auf der Ebene der Diskurse und Konzepte sind es Interkulturalität und Interdisziplinarität, auf der Ebene der Einrichtungen und Institutionen ist es die sich internationalisierende Germanistik. Ihren Widerhall finden diese Bewegungen in dem Plädoyer Jochen Hörischs für „Hybridbildungen zwischen Textgattungen“ (89), in der Nijhuisschen Konzeption der Literatur „als plurales, diskursives Feld, auf dem sich die semiotischen Systeme verschiedener Kulturen überlagern“ (57), in der Einrichtung einer Subdisziplin wie der Interkulturellen Literaturwissenschaft, die die Grenzüberschreitung in den Rang eines Forschungsgegenstands erhebt. Letztlich entgeht auch die Germanistik dieser Übergänglichkeit nicht, sei es, dass sie durch ihre eigene literaturtheoretische Reflexion auf eine übernationale „allgemeinere[...] Literaturwissenschaft“ (57) hintreibt, sei es, dass sie sich – entweder als Philologie oder als Kulturwissenschaft – für interdisziplinäre Kooperationen öffnet. Und man wird es vielleicht auch als einen weiteren Aspekt dieser Veränderungen werten können, dass der Inlandsgermanistik mit dem jungen Fach Deutsch als Fremdsprache ein neuer Mitspieler erwachsen ist, der die hier skizzierten Entwicklungen äußerst stimulierend finden dürfte. Die spannende Frage ist daher nicht so sehr die, ob die „Germanistik“ – im Inland wie im Ausland – die Herausforderungen wird meistern können, vor denen sie aktuell steht. Sondern wie die „Germanistiken“ im einzelnen aussehen werden, die aus diesen Anpassungs- und Transformationsprozessen hervorgehen werden. Der vorliegende Sammelband macht jedenfalls Lust darauf, in fünf Jahren noch einmal nachzufragen. Einzig zu bemängeln ist, dass er keinerlei nähere Angaben über die VerfasserInnen der einzelnen Aufsätze enthält. Dies sollte in einer 2. Auflage korrigiert, oder das Buch durch eine Webseite mit den entsprechenden Informationen ergänzt werden.

Michael Dobstadt
(Universität Leipzig)

Literatur

- Dobstadt, Michael & Nitsche, Nadja (Hrsg.) (2005), *Bilanz und Perspektiven der Germanistik in Spanien. Internationale Fachtagung Salamanca 24.-26. Oktober 2002. Kongressdokumentation*. o.O.: edition g-daf-es.net, 246 S. [Online: [http://www.g-daf-es.net/salamanca_2002/Bilanz und Perspektiven der Germanistik in Spanien.pdf](http://www.g-daf-es.net/salamanca_2002/Bilanz_und_Perspektiven_der_Germanistik_in_Spanien.pdf). 20.12.2006]
- Gutjahr, Ortrud (2002), Neuere deutsche Literatur. In: Benthien, Claudia; Velten, Hans Rudolf (Hrsg.) (2002), *Germanistik als Kulturwissenschaft. Eine Einführung in neue Theoriekonzepte*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt, 345-369
- Kemper, Dirk (2004), Wissenschaftsgeschichte der Germanistik – Wozu?, 39 S. [Online: <http://www.daad.ru/rsg/pdf-files/Aufs2004Kemper.pdf>. 20.12.2006.]
- Lämmert, Eberhard; Killy, Walter & Conrady, Karl Otto & Polenz, Peter v. (1967), *Germanistik – eine deutsche Wissenschaft*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Lämmert, Eberhard (1998), Ist die Germanistik noch eine ‚deutsche Wissenschaft‘? Zum Aktionsraum der Germanisten am Ausgang des 20. Jahrhunderts. In: Cortès, Colette (Hrsg.) (1998), *Le territoire du germaniste. Situations et explorations. Actes du 30e Congrès de l'AGES. Paris et Nanterre, du 22 au 24 mai 1997*. Nantes: Association des Germanistes de l'Enseignement Supérieur (Publications de l'Institut d'Allemand d'Asnières, 79-96.

Anmerkungen

¹ Im Vorwort werden österreichische Germanisten als Kongressteilnehmer erwähnt, ihren Weg in die Publikation scheinen sie aber nicht gefunden zu haben.

² Das zielt vor allem auf Frankreich und Deutschland. Auch im Aufsatz Gouveia Delilles steht der Aspekt der Herausforderung durch Bologna im Vordergrund.

³ Noch 2002 formulierte Antonio Sousa Ribeiro auf einem Germanistenkongress in Salamanca: „In Portugal haben wir z.B. eine lange Tradition der Germanistik, große Studentenzahlen – es gibt in Portugal zweimal so viele Germanistikstudenten wie in Spanien – und ziemlich gut ausgestattete Bibliotheken, also gute Bedingungen für die Lehre und für die Forschung“ (Dobstadt/Nitsche 2005: 32).

⁴ Dass diese Veränderungen gleichsam spiegelbildlich auch die deutsche Roma-

nistik in Mitleidenschaft gezogen haben, konstatiert Asholt in seinem Beitrag, 27ff.

⁵ Ton Nijhuis (56) dagegen differenziert zwischen „cultural studies“, mit denen er Kulturwissenschaften meint, und „Deutschland-Studien“.

⁶ Das gilt insbesondere für die Frühphase der französischen Germanistik, wie in dem Beitrag von Marie Claire Hooock-Demarle (104) deutlich wird: Ihren Gründungsvätern gehe es „um die Grundlegung einer globalen Wahrnehmung des Objekts ‚Deutschland‘“. Später allerdings sei „das, was man in Frankreich unter der Bezeichnung *Civilisation* versteht, [...] unbeachtet [geblieben], wenn nicht verachtet“ (102) worden.

⁷ Vgl. 121. Ausführlicher zu dieser Herkunft vgl. Gutjahr 2002: 348ff.

⁸ Vgl. ähnlich auch Nijhuis (57). Man könnte vermuten, dass Gutjahrs gegenüber der Interkulturellen Germanistik verändertes Konzept eine Verarbeitung der Tatsache ist, dass Europa heute nicht mehr durch so schroffe Entgegensetzungen des (vermeintlich) Eigenen und des (vermeintlich) Fremden gekennzeichnet ist wie man das in den 80er und 90er Jahren – vielleicht – noch annehmen konnte.